Mutter Verena

Autor(en): **Leitich, Albert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-633786

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Schön und gut. Aber die Matura? Dreier, dann Zweier, dann — weiter geht's nicht."

„Ach Gott, Herr Ebert, morgen werde ich nicht gähnen." Sie setzte sich. Sie erwog, ob die Mutter ihr nicht helfen würde, trotzdem sie so sehr geprahlt hatte. Sie dachte, daß ... Kaum die Hälfte hatte sie geschrieben, als es läutete. Claudia klappte ihr Heft zu. Sie sollen nicht recht behalten, alle die Wehmütter und Kassandren, ich werd's schon schaffen. Um zwölf rannte sie heim, hinauf in das Kinderzimmer neben dem ihren, und kniete am Bettchen nieder, besah sich Jorinde und strahlte vor Freude und Zärtlichkeit.

„Nun, wie ist's gegangen?" fragte der Vater heute wie alle Tage. Eine unangenehme Gewohnheit der Väter, dies Gefrage. Und so nutzlos. Ging's schlecht, so nützte ja das Fragen nichts, und gings gut, so hatten sie kein Recht zum Fragen, fand Claudia. Nach vierzehn Tagen erhielt sie ihren Aufsatz zurück. Drei, stand mit roter Tinte unter dem letzten Wort geschrieben und in Klammern: (In Anbetracht des Kindes 3. Verdient 2½.) Zornig strich Claudia die Drei durch und unterstrich die Zweieinhalb.

„Du, Claudia, die Jungens fragen mich, mit was für einem Kind du alle Tage herumspazierst?"

„Sollen Sie fragen, die Lämmer!"

„Und mit dir wäre nichts mehr los. Du seiest bei nichts mehr dabei. Und sie fragen mich ..."

„Hör, Basil, ich höre auch Fragen, aber solche, die dich angehen. Mich hat man gefragt, warum du immer zur hintern Hofschultüre hereingehest, wo doch die Jungens von Ober-Sekunda vorne herein dürften? Und ich sagte: Warum? Darum. Und dann lachten sie. Sie wissen schon, daß der Schwarz dir vorne auflauert, um dich durchzuhauen und daß du dich fürchtest . . ."

„Claudia! Ich schmeiße das Kind zum Fenster hinaus, wenn du noch ein Wort sagst ..."

„Ich sagte ja gar nichts. Ich sagte bloß: Darum!" Basil warf den Löffel in die Suppe, daß sie hochaufspritzte.

„Kinder, wenn schon den Eltern das Befehlen verboten worden ist von der weisen und schon so erfolgreichen Jugend, so möchte ich euch dennoch höflich ersuchen, euch so schnell wie möglich anständig zu betragen, oder euch davonzumachen. Autorität ist außer Mode, aber eine Kopfnuß — eine Kopfnuß in Ehren kann niemand verwehren — sagt Hebel." Da lachten alle.

„Einen Kuß in Ehren", rief Claudia, „nicht eine Nuß. Und den Kuß sollst du haben, du autoritätsverlassener Vater! Du bist der Rechte, der keine Autorität hat! Sie schaut dir ja aus allen Knopflöchern. Und das ist gerade das Rechte." Quä, quä, quä, tutete es, und Claudia sprang davon.

„Sie ist ein ganzes Mädel", sagte der Vater.

„Ein ganzes schon", meinte Basil etwas hochnäsig, „aber was will das sagen ganz? Ein Regenwurm ist auch ganz, wenn man ihm nicht den Schwanz abtritt."

„Na höre. Das sind Witze!" sagte der Vater. Aber er schmunzelte.

*

Daß ein Kind im Haus war, daran konnte niemand zweifeln. Viermal im Tag erhob es energisch sein Stimmlein, einmal des Abends und einmal des Morgens, und machte sich wichtig. Trotzdem alle offiziell über das Geschrei schalten, war es dennoch eine Tatsache, daß alle Augenblicke jemand ins Kinderzimmer lief und sich das Wesen beschaute. Sogar der Vater. Sogar — und das will mehr heißen — der Basilius. Er rümpfte zwar mächtig die Nase über das seine Herkunft vom Affen nicht verleugnende Menschenkind, lief aber oft hinauf; nur sorgte er dafür, daß ihn niemand sah. Die alte Motte wahr ehrlicher und gab ihrem Entzücken Ausdruck: Ein Haus ohne Kind ist wie ein Stall ohne Rind. Wo sie diesen landwirtschaftlichen Ausspruch her hatte, verriet sie nicht. Claudia — ja Claudia! Das darf man nicht glauben, daß sie nicht oftmals seufzte, ungeduldig wurde, böse wurde. Warum auch nicht? Wer hat nicht schon um seiner erfüllten Wünsche willen geseufzt? War nicht vielleicht der Greis, den Sindbad der Seefahrer auf seinen Schultern tragen mußte, ein erfüllter Jugendwunsch, den er nicht mehr abschütteln konnte? Aber das gehört nicht hierher. Selbstverständlich war es nicht das Kindchen, das ihr Herz beschwerte, ach, das hätte sie um keinen Preis mehr hergegeben. Also war es das Gymnasium? Die winkende oder die drohende Matura? Oder eben beides zusammen? Freilich, es war keine Kleinigkeit, alle Morgen so früh aufzustehen und, kaum von der Schule zurück, das Kind zu betreuen, einmal zu waschen, einmal zu nähren, einmal zu baden, zu kleiden, und abends noch Aufgaben zu machen. Früher hatte sie geprahlt, daß sie überhaupt keine Aufgaben mache. Daß sie ihr im Traum kämen, daß sie sich darum keine Beine ausrisse und doch die besten Noten habe. Und jetzt?

„Du hast es so gewollt", sagte der Vater.

„Ja, Claudia, liebes, das hättest du vorher bedenken sollen", sagte die Mutter, wenn sie allein waren.

Fortsetzung folgt.

Mutter Verena

Albert Leitich - St. Andreae.

Die großen, weißen Flocken fielen lautlos vom Himmel und legten einen dämpfenden Schleier um die Schallöcher des Kirchturms und um die Glocken, die ihr Lied hinaussandten in die sternenschimmernde Winternacht.

In den Gassen und auf dem Marktplatze war es still. Schwach zeichneten sich die weißen Häuser ringsum mit ihren hohen Giebeln und den leicht geneigten Dächern.

Unter den alten Toren standen kleine Gruppen, man flüsterte leise, als sei man in Erwartung besonderer Dinge. Und wirklich tauchten jetzt am untersten Ende des Platzes Gestalten auf: Erst kam ein dunkelfarbiger Mann, der eine Krone am Haupte trug, dann ein zweiter mit einer brennenden Laterne, einer einfachen viereckigen Stallaterne, ihnen folgte ein Barhäuptiger, in dunklem Gewand, mit einem leuchtenden Stern, der sich auf einer hohen Stange drehte. Alle drei schritten langsam und schwer durch den frischen Schnee.

Und da, eben wie sie einbogen auf den Kirchenplatz, klang ein freudiger Ruf hinaus in das verschneite Land: „Da sind sie jetzt, die heiligen Drei Könige!" Alle Blicke waren auf sie gerichtet, und als sie sich jetzt anschickten, von Haus zu Haus zu gehen, um ihre Lieder zu singen und ihre Gaben zu sammeln, da folgten ihnen Junge und Alte.

Als sie vor dem Haus der Posthalterin Verena Lauf ihr Lied gesungen hatten, machten sie kehrt, um auch dem Friedhof einen Besuch abzustatten, denn auch den Toten galt ihr Lied, so gut wie den Lebendigen. Draußen am Gottesacker brannten Kerzen und flackerten zwischen den weißen Flocken, während Kaspar, Melchior und Balthasar ihre eintönigen Weisen sangen. — —

Die Posthalterin, die krank zu Bette lag, richtete sich in den Kissen auf und sah mit freudigem Glanz in den müden Augen auf ein junges Mädchen, das eben die drei Gäste aus dem Morgenlande beschenkt hatte. „Lisi, jetzt sind die heiligen Sänger fort, jetzt kann das Irdische zu Recht kommen: mach' mir das Radio zurecht, ich möchte Musik hören; vielleicht hör' ich auch ein Stück von unserem Martin!"

Die Lisi beeilte sich, den Wunsch ihrer mütterlichen Freundin zu erfüllen, ihr Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck, ge-

mischt aus Freude und Sorgen. „Sie soll'n sich aber nicht aufregen, Mutter Verena, bitt' schön," sagte sie sanft. „Sie müssen ruhig liegen bleiben, nicht grübeln, sich nicht mit vergangenen, unabänderlichen Dingen abquälen," hat der Arzt gesagt.

„Lisi, was gibt es denn jetzt im Radio? Was wird gespielt? Sieh' einmal nach!" Das blonde schlanke Mädchen nahm die Zeitung zur Hand und suchte eifrig: „Schallplattenübertragung eines Tanzkonzertes in den Sophiensälen!"

Die Brust der Kranken hob und senkte sich in stoßweißen Atemzügen: „Dank, Lisi, da hat der Martin noch vor zwei Jahren gespielt in den Sophiensälen. Erinnerst du dich, wie die Leute ihm zugejubelt haben?!"

Das Mädchen setzte den Radioapparat instand. Und die alte, kranke Frau lauschte in der niederigen, heimeligen Stube in ihrem Krankenbette auf die Stimmen der Großstadt, in der jetzt der Auftakt der Ballsaison begann.

Draußen vor den gebuckelten Butzenscheiben sank der Schnee geräuschlos nieder und drinnen zogen lockende, werbende Walzer-Melodien durch die tiefe Dämmerung.

Ein seltsames, leises, ihr selbst ganz fremdes Lachen stieg in Verena auf, erschütterte, befreite und entwaffnete sie vollends. Alle Vergangenheit, alle Gegenwart versank. Die niedrige Wohnstube verschwand hinter der frohen Musik, ein leiser alter vergessener Duft lag über allem. Langsam, zaghaft, tastend füllten die klingenden Weisen den Raum, ein Ruch von Rosen und Nelken, von Frühling, Vogelsang und Bienengesumm durchsonnte die Stube.

Jetzt kam ein Potpourri von Martin Lauf, dem jungverstorbenen Komponisten.

Frau Verena war ganz still geworden. So still, als fürchtete sie, einen Ton dieser kostbaren Musik zu verlieren. Aber sie lächelte weich und träumerisch und manchmal hob sie den Kopf ein wenig und wiegte ihn im Takte hin und her. Wie fremder, schwerer Wein ging diese betörende Melodie in sie hinein und die lockenden Rythmen überfielen sie; aber nicht wie eine bange Finsternis und trübe Ahnung, die traurig macht, sondern wie der Anblick blühender Bäume, hell klingender Wasserläufe, blumenbestickter Wiesen, die man erlöst aufweinend als Heimat begrüßt, als Glück und Erfüllung. Ganz tief drangen diese betörenden Wunder in ihr Herz, und so neu und überwältigend, daß sie fast von sinkendem Schwindel ergriffen, in eine lähmende Ohnmacht sank. — —

Der Tote kam wieder aus dem Grab. Und sein Lied blühte aus dem tiefen Dunkel, das um die Abgeschiedenen liegt, empor, schimmernd und glänzend. Und es war wieder hell in der Stube, eine zarte Verklärung strahlte erlösend herab in die leidvolle Nacht der armen Mutter; schmale, zarte Engelsfinger streichelten und kosten den kranken Leib, daß er erschauerte. Aber immer noch mehr erschloß sich die Künstlerseele des Heimgegangenen, immer lockender und seliger lockten die Töne, bis aus dem innersten Kern der Melodien der Glanz der Ewigkeit brach, der Morgen, die Erfüllung, die Seligkeit.

Die Kranke lag mit geschlossenen Augen und verträumten Sinnen und lauschte entzückt. Es war eine Stimme, die in ihr sang, dieselbe, die seit Anbeginn unzertrennlich war mit ihrem Blute. Die Stimme eines Nahen, Geliebten, Unverlierbaren, von dem ihr nichts geblieben war als dieses heimliche Fortschwingen einer Saite. So deutlich hatte sie sie aber noch nie vernommen als zu dieser Stunde. Als würde jene Stimme durch eine tiefe Kraft ihrer Hingabe vergegenwärtigt, oder im Wellenschlag ihres eigenen Blutes. — — Und auch anders klang diese lockende, werbende Stimme als die, deren Widerhall in ihrem Gedächtnis fortlebte. Sie war inniger, wärmer, weicher, strahlender.

Die Kranke horchte auf; sie fand nicht einmal den Mut, sich aufzurichten, sich umzusehen; ihr bangte davor, etwas Wundersames, ein heiliges Geschehen, eine erschütternde Vision mit einem Blick zu verscheuchen.

Aber der Traum wich von ihr, sie erwachte. Draußen fielen große, weiche Flocken, dämpften jeden Laut und hingen einen Schleier um das gelbe Licht, das die Stube hinaussandte in die Winternacht. Jetzt war auch die Gegenwart wieder da und das Leid, das sie seit zwei Jahren im Herzen trug. Alles war eingestürzt in ihr, alle Freude erloschen. Gott hatte ihren Sohn von ihr genommen. Verena Lauf grübelte, litt und erlebte viel in diesen Monaten. Allein so tief sie auch hinabtauchte in die Strömungen ihrer rastlosen Gedanken, sie fand keinen Grund, sie wurde von den Wogen erfaßt, im Kreise umhergetrieben und immer wieder an gleicher Stelle zur Oberfläche emporgehoben.

„Weißt noch?" Frau Lauf richtete sich in ihrem Kissen plötzlich auf und sah nach dem Mädchen, das am Tisch mit einer Näharbeit beschäftigt war: „Kannst dich erinnern, Lisi, wie er zu Weihnachten vor zwei Jahren das letztemal bei uns war? — Mir ist's, als wär's erst gestern gewesen. Wie er mir den Radioapparat gebracht hat, damit ich ein bissel hinaushorchen kann in die Welt, damit ich auch ihm zuhören kann, wenn er vor den vielen fremden Leuten steht und spielt. Dann soll ich mir denken: er spielt nur für mich allein, für mich allein, der Martin ... mein Martin ..."

Die Kranke hatte den Kopf wieder in die Kissen gegraben, ihr Herz klopfte schnell und wild. Ihre Hand glitt streichelnd über das weiße Linnen und sie sagte immer wieder leise und innig: „Mein Martin! . . . Mein Bub!" — —

„Geh, Lisi, schieb mir den Apparat näher, ich will meinen Buben ganz bei mir haben. Er spielt ja doch nur für mich draußen in der weiten, weiten Welt, hat er gesagt."

In hungrigen Zügen trank die Kranke jetzt die Musik. Der Alltag sank, aus dem Garten dufteten die Rosen, die Grillen sangen, schwül dufteten die Sommerrosen. Manchmal rollte grollend der Donner über die Höhen. — — Im Laub der Linden träumten die Vögel. Und ferne ruhten die Berge und wachten dunkel über den Tälern der Menschen.

„Jetzt spielt er für mich, für mich allein!" Frau Verena saß aufrecht, ihr Herz klopfte bis an den Hals hinauf; durch ihren kranken, müden Körper rieselte ein Beben; heißes Rot brannte in ihren Wangen, ihre Blicke glänzten fiebrig erregt. Unbewußt faltete sie die Hände und ihre Augen füllten sich mit Tränen einer großen, tiefen, strahlenden Freude. Wie stolz sie sein durfte! Und wie froh! Ihr Bub war bei ihr — ihr Einziger! O, sie bereute nicht, daß sie ihn mit schweren Opfern nach der Stadt geschickt hatte, damit er sein Talent ausbilden konnte, daß sie heimlich oft bittere Not gelitten, daß sie manchmal sogar tagelang gehungert hatte. Sie ahnte es schon damals, daß er ein Auserwählter war, als der schmale, blasse Bub am Fenster stand und übte.

Zögernd schlich die Zeit. Das Pendel schlug bedächtig seine unerschütterlichen Taktbogen. Sanft sierte die Lampe. In dem Glaskasten auf dem breiten Spind blitzten bunte Lichter auf und wie durch den entrückenden Glast eines Fiebers hindurch sah die Kranke all diese alltäglichen Dinge. — — Sie lag, um Jahre gealtert, in den Kissen, es sah nicht aus, als ob sie schliefe; nur der Widerglanz des Lichtes atmete in ihrem Antlitz. Und doch trug dieses für immer abgeschlossene Gesicht den Ausdruck rührender Zufriedenheit, als habe es in den letzten Augenblicken, da es sich nach innen wandte, etwas ganz Großes und Versöhnendes geschaut, während die Töne den kleinen, dunklen Raum mit unsagbarer Liebe erfüllten .....

An der hartgefrorenen Fensterscheibe stand die Lisi und drückte ihr heißes, naßes Gesicht an das kühlende Glas; langsam sah sie sich davonwandern von dieser wohlumfriedeten Stätte auf der verschneiten Straße, die in ein ungewisses Leben führte, während von den Müllerhäusern am Berg noch einmal der Sang der heiligen drei Könige klang:

„Wir knien uns nieder mit unserer Schuld,
Und bitten, Herr Jesus, um deine Geduld.
O, lösche den Stern am Himmel nicht aus,
Damit wir erreichen Gottvatern sein Haus!
Und schließen wir einmal das Augenlicht zu,
So leuchte er uns gnädig zur ewigen Ruh."